

Bedeutung und Analyse¹

Manfred.Kupffer@uni-konstanz.de

I Einleitung

Was ist sprachliche Bedeutung? – Dies ist die zentrale Frage der Sprachphilosophie. Trotz ihrer unbestrittenen Wichtigkeit und großen Anstrengungen, die in der Geschichte der Philosophie auf sie verwendet wurden, besteht allerdings kein Konsens über eine Antwort. Das gilt auch für folgenden wichtigen Spezialfall, mit dem wir uns in diesem Artikel beschäftigen werden.

Die Frage:

Was ist die Bedeutung eines Aussagesatzes?²

Auch auf diese Frage geben unterschiedliche Fachleute unterschiedlichste Antworten. Hier sind nur drei davon, die übrigens alle in irgendeiner Weise mit Ludwig Wittgenstein verknüpft sind, einem der einflußreichsten Sprachphilosophen des zwanzigsten Jahrhunderts.

¹ Mein Dank geht an Ulrike Haas-Spohn, Erik Olsson und Ludwig Fahrbach, die den Text gelesen und kommentiert haben. Besonders ohne Ludwigs Kommentare wäre dieser Text weit unlesbarer. Dank auch an das Publikum im Kolloquium der DFG-Forschergruppe “Logik in der Philosophie” für Kommentare und Diskussion.

² Aussagesätze spielen in vielen Bedeutungstheorien eine zentrale Rolle. Die Antworten auf Fragen nach den Bedeutungen von Ausdrücken der meisten anderen Kategorien sind dann von der Antwort auf die von uns betrachtete Frage abgeleitet.

Antworten:

Seine Wahrheitsbedingungen.

Seine Verifikationsbedingungen.

Sein Gebrauch.

Wittgensteins erstes Hauptwerk, der *Tractatus logico-philosophicus* (1990a), ist in weiten Teilen einer Ausarbeitung der ersten Antwort gewidmet, die auf den deutschen Sprachphilosophen Gottlob Frege zurückgeht (Frege 1962). Die zweite Antwort wurde im Wiener Kreis unter Anknüpfung an gesprächsweise Äußerungen Wittgensteins (s. Waismann 1984) entwickelt (z.B. in Waismann 1930/31, Schlick 1936). Die dritte Antwort wird in Wittgensteins zweitem Hauptwerk, den *Philosophischen Untersuchungen* (1990b), vertreten.

Alle drei Antworten sind weiterhin im Schwange³. Es scheint keinerlei Einigung in Sicht. Wie man einen Satz verwendet, wie man ihn verifiziert (das heißt, wie man feststellt, ob er wahr ist), unter welchen Bedingungen der Satz wahr oder falsch ist; dies sind aber offensichtlich drei ganz verschiedene Dinge!⁴

Trotzdem hat man es bis jetzt nicht vermocht, sich auf eine bestimmte Antwort zu einigen. Schlimmer noch: es ist, wenn wir ehrlich sind, sogar unwahrscheinlich, daß hier jemals Einigkeit herzustellen ist. – Eine häufig anzutreffende Erklärung dafür besteht darin, auf den Unterschied zwischen Naturwissenschaft und Philosophie hinzuweisen. Wenn Naturwissenschaftler vor die Frage gestellt seien, welche von mehreren zur Auswahl stehenden Theorien die richtige sei, dann versuchten sie das Experiment zu befragen. In der Philosophie aber stehe uns dieses Mittel nicht zur Verfügung. Zu Antworten auf Fragen wie unserer Frage gelange man auf dem Wege der *begrifflichen Analyse*, wenn man wissen wolle, ob eine Antwort taue, müsse man also Begriffe befragen, nicht das Experiment.

Ich werde mir zumindest den zweiten Teil dieser Erklärung hier zu eigen machen. Zu Antworten auf unsere Frage gelangt man auf dem Weg der begrifflichen Analyse. – Ist dadurch das Fortbestehen einer solchen Vielzahl von Antworten aber weniger rätselhaft geworden? Auf den ersten Blick bestehen sogar eine ganze Reihe von Rätseln fort.

³ Wahrheitsbedingungen liegen der unten betrachteten Möglichen-Welten-Semantik und Davidsons Semantik zugrunde (s. Davidson 1967), Verifikationismus wird etwa von Michael Dummett (Dummett 93) vertreten, Gebrauchstheorien florieren zur Zeit, s. z.B. Brandom(1994) und Horwich(1998) .

⁴ Wahrheits- und Verifikationsbedingungen wurden im Wiener Kreis anfangs häufig fälschlich miteinander identifiziert (z.B. in Waismann1930/31 und Carnap 1932).Verifikationsbedingungen sind sicher zumindest ein Teil mancher Gebrauchstheorien. Echte Gebrauchstheorien gehen aber über bloße

1. Rätsel

Jeder kennt Bedeutungen. Wieso dann nicht auch die Antwort auf unsere Frage?

2. Rätsel:

Die Antwort soll in einer Analyse des Begriffs der Bedeutung bestehen, also in der Angabe gewisser rein begrifflicher Beziehungen. Wie kommt es dann, daß man nicht automatisch, wenn man über die entsprechenden Begriffe verfügt, weiß, welche Antwort die richtige ist?

3. Rätsel:

Vielleicht ist unsere Frage ja einfach zu knifflig, so daß man sie nicht auf den ersten Blick beantworten kann. Dann wäre die Frage mit einer komplizierten Rechenaufgabe vergleichbar. Aber wie kommt es dann, daß verschiedene Fachleute *unterschiedliche Antworten* vertreten und daß noch nicht einmal Hoffnung besteht, daß sie sich irgendwann einigen; all dies im Unterschied zu mathematischen Problemen?

Mit dem ersten Rätsel werde ich mich hier nicht eingehend beschäftigen. Es erscheint aber lösbar.

Bedeutungen zu kennen besteht in einer *Fähigkeit* und nicht in (explizitem) gegenständlichem Wissen *über* Bedeutungen. Die Bedeutung von

(1) Die Katze ist auf der Matratze

kennt man, wenn man in der Lage ist, den Satz richtig zu verwenden und auf ihn richtig reagiert. Man verwendet den Satz u.a. richtig, wenn man glaubt, daß die Katze auf der Matratze ist und, in der Absicht, etwas wahres zu sagen, (1) sagt. Man reagiert auf ihn u.a. richtig, wenn man (1) aus einer glaubwürdigen Quelle hört und deshalb glaubt, daß die Katze auf der Matratze ist. – Solche Fähigkeiten nun implizieren offensichtlich kein Wissen darüber, *was* Bedeutungen sind. Deshalb kann man Bedeutungen kennen und doch die Antwort auf unsere Frage nicht.⁵

Die beiden anderen Rätsel betreffen nun die Methode der begrifflichen Analyse. Ihre Lösung erfordert daher, diese Methode zu betrachten. Ich werde mich deshalb im ersten Teil dieser Arbeit ausführlich mit der Methode der begrifflichen Analyse und ihrer Anwendung auf den Begriff der Bedeutung beschäftigen. Es wird sich ergeben, daß eine genaue Betrachtung der Methode zeigen kann, warum begriffliche Analysen häufig nicht offensichtlich sind, und warum über Fragen wie die unsere häufig kein Konsens herzustellen ist. Es wird sich sogar

Verifikationsbedingungen hinaus, vgl. Skorupski(1997).

⁵ Vgl. für eine ähnliche Charakterisierung semantischer Kompetenz z.B. Cresswell (1988). Cresswell charakterisiert die Fähigkeit (1) anzuwenden allerdings als die Fähigkeit, (1) zu sagen, wenn man sieht, daß die Katze auf der Matratze ist.

erweisen, daß es *mehr als eine gute Antwort* auf unsere Frage geben dürfte.

Eine Antwort ragt allerdings heraus, und zwar in Hinsicht ihres Erfolges außerhalb der Philosophie. Es ist die sogenannte Mögliche-Welten-Semantik (MWS).

Die Geschichte der MWS stellt eine der seltenen Erfolgsgeschichten einer philosophischen Theorie in einer empirischen Wissenschaft dar. Ausgehend von den Arbeiten von Gottlob Frege und Ludwig Wittgenstein hat sich aus grundlegenden Arbeiten von Rudolf Carnap (etwa Carnap 1956), beflügelt durch das Revival von Leibniz' Idee der möglichen Welt in Arbeiten zur Modelltheorie der Modallogik (Carnap, Prior, Hintikka, Kripke)⁶ in den 70er Jahren die sogenannte kalifornische Semantik entwickelt, deren wichtigster Autor, Richard Montague (1974), einen enormen Einfluß auf die Theorie der Bedeutung in der modernen Sprachwissenschaft hatte. Noch immer sind die meisten Veröffentlichungen über linguistische Semantik der MWS und ihren Weiterentwicklungen wie z.B. Situationssemantik (Barwise&Perry 1983) oder Diskurs-Repräsentationstheorie (Kamp&Reyle 1993) zuzurechnen.

Im zweiten Teil werde ich daher beispielhaft die Antwort der MWS auf unsere Frage betrachten .

Die Antwort der MWS:

Die Bedeutung eines Aussagesatzes ist eine Menge möglicher Welten.

Ich hoffe, der Leser kann sich wenigstens für einen Augenblick in die Lage dessen versetzen, der dieser Antwort zum ersten Mal begegnet: ohne weitere Erläuterungen ist die Antwort im höchsten Maße unverständlich und nahezu erschreckend abstrakt. Ich werde mich daher darum bemühen sie verständlich zu machen. Ich werde außerdem zeigen, daß es sich trotz aller anfänglichen Unverständlichkeit um eine gute Antwort handelt. Doch die Antwort verstehen (und verstehen, warum sie gut ist), kann man nur, wenn man die Methode der begrifflichen Analyse versteht. Das ist zumindest meine These.

⁶ Für die Frühgeschichte der möglichen Welten Semantik in der Modallogik vgl. Copeland (2002).

II Begriffliche Analyse

1. „Was-ist“-Fragen

Bei einer „Was-ist“-Frage erwarten wir als Antwort einen Namen oder eine Kennzeichnung.

- (2) Was ist der höchste Berg Afrikas?
- (3) Was ist ein Lamborghini?
- (4) Was ist Bewußtsein?
- (5) Was ist ein Junggeselle?

Eine Antwort auf (2) ist etwa der Name „der Kilimandscharo“ (bzw. der Satz „der höchste Berg Afrikas ist der Kilimandscharo“). Hätte der höchste Berg Afrikas keinen Namen, dann wäre es sicher auch korrekt, mit einer Beschreibung zu antworten („derjenige Berg, der die Koordinaten AB hat“). Neben definiten Beschreibungen, d.h. Beschreibungen, die mit dem bestimmten Artikel gebildet werden, sind häufig auch indefinite Beschreibungen Antworten von „Was-ist“ Fragen. Auf Frage (3) kann man z.B. antworten „ein italienischer Sportwagen“. Antworten auf die Frage „Was ist X?“ haben also die Form „Y“ oder ausführlich „X ist Y“. Sie sind *wahr* genau dann, wenn $X \text{ } Y \text{ ist}$.

Die Kriterien dafür, ob eine Antwort bei einer bestimmten Verwendung der Frage *angemessen* ist, können dagegen zwischen einzelnen Verwendungen von „Was-ist“-Fragen stark variieren. Während (2) meist eine Aufforderung zur Nennung eines Namens ist (die obige ist die *einzig* angemessene Antwort bei einem solchen Gebrauch), ist (3) typischerweise eine Aufforderung zur Bereitstellung von zur Identifikation oder Einordnung hilfreicher Information. Bei einer typischen Verwendung von (4) in Philosophie, Neurophysiologie oder Psychologie ist es dagegen mit bloßer hilfreicher Information dagegen nicht getan. Hier ist die metaphysische Einordnung des bezeichneten Phänomens gefragt, eine angemessene Antwort wäre dann z.B. „Bewußtsein ist ein neuronaler Prozess“. (Es ist eine andere Frage, ob diese Antwort wahr ist.) Mit metaphysischer Einordnung meine ich, daß die Beschreibung Y etwas sein soll, unter das, wenn die Antwort korrekt ist, alle *möglichen* Fälle von X fallen, im Beispiel etwa wird mit der Antwort „ein neuronaler Prozess“ beansprucht, daß alle möglichen Fälle von Bewußtsein Fälle eines neuronalen Prozesses sind. Mit einer solchen metaphysischen Einordnung wird aber im allgemeinen nicht beansprucht, daß auch die benutzten Begriffe übereinstimmen: der Begriff „Bewußtsein“ und der Begriff „neuronaler Prozess“ sind nicht gleich oder nur ähnlich. Dagegen ist in (5) typischerweise eine Beziehung zwischen den Begriffen gefragt: (5) verstehen Philosophen als eine Aufforderung zu einer begrifflichen Analyse. Eine

angemessene Antwort ist dann

(6) Ein Junggeselle ist ein unverheirateter Mann.

2. Begriffliche Analyse, erste Näherung

Es ist nun an der Zeit, zu sagen, was eine begriffliche Analyse ist. Dies ist nicht so einfach. Daß Philosophen diese Methode benutzen und sich mit Fragen wie (5) dazu auffordern, sie zu benutzen, heißt nämlich nicht unbedingt, daß sie angeben können, worin diese Methode besteht. Oder daß sie sich einig darin sind, was begriffliche Analyse ist. (Einigkeit ist in der Philosophie selten zu erzielen.)

Aber dennoch läßt sich hier näherungsweise etwas sagen. In erster Näherung ist eine Analyse ein Satz, in dem zwei Begriffe mit einander *identifiziert* werden. Um den Begriff ‚P‘ und den Begriff ‚Q‘ miteinander zu identifizieren, kann man z.B. sagen „der Ausdruck ‚P‘ bedeutet dasselbe wie der Ausdruck ‚Q‘“ (z.B. „‚Junggeselle‘ bedeutet dasselbe wie ‚unverheirateter Mann‘“), viel häufiger sagen wir aber Dinge wie (6), also Sätze der Form wie „ein P ist ein Q“. Damit das auf eine Gleichsetzung der beiden Begriffe ‚P‘ und ‚Q‘ hinausläuft, müssen allerdings zwei Dinge der Fall sein: erstens muß die Umkehrung „ein Q ist ein P“ (ein unverheirateter Mann ist ein Junggeselle) mitverstanden sein; zweitens müssen diese beiden Sätze *analytisch wahr* sein. Ein Satz heißt analytisch wahr, genau dann, wenn er *wahr ist, allein aufgrund seiner Bedeutung*, also unabhängig davon, wie die betrachtete Welt ist, und unabhängig davon, unter welchen möglichen Umständen er geäußert wird. (An dieser Stelle wird der Begriff „Bedeutung“ vorausgesetzt, den wir später begrifflich analysieren wollen. Daß wir ihn noch nicht analysiert haben, macht ihn nicht inhaltslos – eine Analyse ist keine Definition.)

In diesem Sinne drückt (6) also eine begriffliche Analyse aus. Tatsächlich ist unsere erste Näherung für einfach gestrickte Beispiele wie (6) auch vollkommen ausreichend. Aber nicht alle Beispiele von begrifflichen Analysen sind von dieser Art. Später werden wir Gründe finden, eine allgemeinere Theorie der begrifflichen Analyse vorzuschlagen. Die erste Näherung reicht auch schon aus, unser zweites Rätsel zu lösen. Das zweite Rätsel erweist sich als Instanz eines berühmten Problems. Diesem wenden wir uns jetzt zu.

3. Das Paradox der Analyse

Eine Analyse sollte analytisch wahr sein. Dann ist sie trivial. Außerdem soll sie erhellend, also informativ sein. Wie kann das zusammengehen, Informativität und Trivialität? Dies ist das bekannte, auf G.E.Moore (1944) zurückgehende *Paradox der Analyse*.

Zunächst: es kann zusammengehen. Es ist nämlich unstrittig, daß analytische Sätze für uns manchmal informativ sind. Das gilt z.B. für die meisten wahren Sätze der Mathematik. Die sind nämlich analytisch wahr. Man betrachte nur eine bestimmte Lösung L einer Gleichung G , welche ich nicht sofort im Kopf lösen kann. Für mich ist es informativ zu erfahren, daß L wahr ist, obwohl L analytisch ist.

Aber es bleibt immer noch die Frage, *wie* Informativität und Analytizität zusammengehen können. Zunächst sollten wir einen genaueren Blick darauf werfen, worin hier der Anschein des Paradoxen besteht. Er hängt mit dem Umstand zusammen, daß wir Bedeutungen kennen. Wenn wir nämlich die Bedeutung eines analytischen Satzes S kennen, dann kennen wir etwas, das dazu ausreicht, zu bestimmen, ob S wahr ist. Aber heißt das nicht auch, daß wir wissen, daß S wahr ist? Wenn wir das wissen, dann könnte S für uns nicht informativ sein!

Die Auflösung des Paradoxons besteht nun darin, zwischen zwei verschiedenen Sinnen zu unterscheiden, in denen man etwas wissen kann. Wenn wir aufgrund unserer Kenntnis seiner Bedeutung wissen, daß S wahr ist, dann wissen wir nur in einem Sinn, daß S wahr ist, nicht aber in dem Sinn von Wissen, der für Fragen der Informativität einschlägig ist. Um die Unterscheidung zu motivieren, läßt sich nun wieder das Beispiel der Mathematik benutzen. Es gibt tatsächlich einen Sinn, in dem ich die Lösung L der Gleichung G dennoch weiß. L kann ich mir nämlich *ausrechnen*. Die Antwort liegt in mir, ich kenne alle Ingredienzien für sie. Ich weiß L *implizit*, wobei mein implizites Wissen eben gerade in der Fähigkeit besteht, G im Prinzip (also wenn man von unserer Fehleranfälligkeit, unserer Neigung, bei komplexen Aufgaben den Überblick zu verlieren und von der Begrenztheit der zur Verfügung stehenden Zeit absieht) zu lösen.⁷ Diese prinzipielle Fähigkeit besitzt nun jeder, der die Bedeutung der Lösung L kennt. Jemand, der nicht wenigstens im Prinzip G lösen kann, der kennt auch die Bedeutung von L nicht. Implizites Wissen folgt also aus Bedeutungskenntnis. Hingegen folgt aus Bedeutungskenntnis (einer bloß prinzipiellen Fähigkeit) noch kein *explizites* Wissen (kein direktes Verfügen-Können über das Resultat einer Anwendung dieser Fähigkeit). Aber nur wenn ich die Lösung von G explizit wüßte, wäre diese Lösung für mich uninformativ. – Der Anschein des Paradoxen ist aufgelöst.

Ich hoffe, es ist klar, daß wir damit zugleich unser zweites Rätsel gelöst haben: Wenn die

⁷ Ich gehe davon aus, daß die Marktfrau alle arithmetischen Aufgaben, die überhaupt eine Lösung haben, lösen kann (wenn man ihr die dazu nötigen Definitionen beibringt). Praktisch sind der Ausübung dieser Fähigkeit natürlich Grenzen gesetzt, bei steigender Komplexität steigt auch die Fehlerquote und die Bereitschaft, klein beizugeben. Dennoch, in einem idealisierten Sinn weiß die Marktfrau *implizit* die gesamte Arithmetik. (Diese Annahme ist allerdings umstritten, weil sie dem *Gödelschen Unvollständigkeitssatz* zu widersprechen scheint, der sich allerdings mit der Ableitbarkeit in formalen

Antwort auf unsere Frage in einer Analyse besteht, wie kann es dann sein, daß die Antwort nicht jeder kennt, der über die entsprechenden Begriffe verfügt? – Begriffliche Analysen, so lehrt uns das eben gesagte, können durchaus informativ, also nicht offensichtlich sein. Das ist so, weil die Kenntnis der Bedeutung eines analytischen Satzes lediglich implizites Wissen um seinen Wahrheitswert zur Folge haben muß.⁸

Haben wir damit auch eine Lösung für das dritte Rätsel? Leider ist die Parallele zwischen G und unserer Frage nur unvollkommen. Während man mich nämlich von einer Lösung von G überzeugen kann, indem man G mit mir gemeinsam durchrechnet, kann man dies mit der Antwort auf unsere Frage nicht. Die Antwort der MWS läßt sich nicht “vorrechnen”, sie läßt sich überhaupt nicht ausrechnen. Sie ist ja sogar unter Fachleuten umstritten. Was also bleibt, ist das dritte Rätsel: wie kommt es, daß die Fachleute *unterschiedliche Antworten* vertreten und daß noch nicht einmal Hoffnung besteht, daß sie sich irgendwann einigen? Zur Lösung dieses Rätsels reicht unsere erste Näherung einer Theorie der begrifflichen Analyse nicht aus.

4. Begriffliche Analyse, 2.Näherung

Es gibt nun tatsächlich eine verfeinerte Behandlung der begrifflichen Analyse, die in der Lage ist, auch das dritte Rätsel zu lösen. Sie findet sich bei Rudolf Carnap. Carnap vermeidet aus Gründen, die wir noch zu diskutieren haben, den Begriff Analyse; er spricht stattdessen von „Explikation“. Mit seinen eigenen Worten:

Die Aufgabe der Begriffsexplikation besteht darin, einen gegebenen, mehr oder weniger unexakten Begriff durch einen exakten zu ersetzen. Der gegebene Begriff (sowie der dafür verwendete Ausdruck) soll *Explikandum* heißen, den exakten Begriff (sowie den dafür vorgeschlagenen Ausdruck) hingegen, der den ersten ersetzen soll, nennen wir *Explikat*. Das Explikandum kann der Sprache des Alltags oder einem frühen Stadium der Wissenschaftssprache entnommen sein. Das Explikat muß durch explizite Regeln für seine Anwendung gegeben werden. Dies kann z.B durch eine Definition geschehen, welche diesen Begriff in ein bereits vorhandenes System von logisch-mathematischen oder empirischen Begriffen einordnet.

Carnap (1959), S.12

Bei einer Explikation wird also ein alter Begriff durch einen neuen Begriff ersetzt. Durch einen beliebigen neuen Begriff? Nein. Zum einen muß der neue, wie wir noch sehen werden, dem alten Begriff ähnlich sein. Zum anderen soll der neue Begriff möglichst präzise sein.

Systemen beschäftigt.)

⁸ Später werden wir die Anforderungen an den Zusammenhang zwischen dem analysierten und dem analysierenden Begriff noch abschwächen. Dadurch ergibt sich natürlich erst recht keine Explizitheit des

(Allerdings übertreibt Carnap die Forderung an Exaktheit: „ein bereits vorhandenes System von logisch-mathematischen oder empirischen Begriffen“, dergleichen ist in der Philosophie selten gegeben. Carnaps Forderung liefe deshalb darauf hinaus, die meisten interessanten Analysen auszuschließen. Sie ist deswegen unrealistisch.)

Wir werden Carnap hier so interpretieren, daß er mit dem Begriff der Explikation *den Begriff der Analyse expliziert*. Er bemüht sich, den vagen Begriff der begrifflichen Analyse durch einen ihm ähnlichen, aber präziseren zu ersetzen. (Auch hier darf man Carnaps Anforderungen an Präzision nicht allzu ernst nehmen. Carnaps Charakterisierung der Explikation ist nämlich ziemlich vage. Außerdem möchten wir, daß klassische Fälle von Analysen wie das Beispiel des Begriffs ‚Junggeselle‘ unter das Explikat von „Analyse“ fallen. Es ist aber nicht zu sehen, daß „unverheirateter Mann“ wirklich präziser ist als „Junggeselle“.)

Dafür, daß mit „Explikation“ der Begriff der Analyse „gemeint ist“, spricht, daß Carnap als Vorläufer selbst auf Theorien der Analyse verweist. Dagegen spricht, daß Carnaps eigene Beispiele zum Teil darüber hinausgehen, was zumindest ich noch begriffliche Analyse nennen möchte (s.u.). Was mit „Explikation“ wirklich intendiert ist, ist allerdings eine Frage der Carnap-Exegese, und für den gegenwärtigen Artikel ohne Bedeutung.

Trotz gewisser Zweifel am Detail scheint mir der Grundgedanke von Carnaps Explikation der Analyse korrekt zu sein. Der Grundgedanke ist, daß *interessante* Analysen das zu analysierende präzisieren, indem sie unentschiedene Fälle entscheiden. Tatsächlich läßt sich sogar beobachten, daß Analysen nicht nur unentschiedene Fälle entscheiden, sondern manchmal auch Intuitionen korrigieren. Das kann aber nur möglich sein, wenn Analysen zwei *verschiedene* Begriffe verknüpfen; und deshalb spricht Carnap von einer Ersetzung des Explikandums (des zu analysierenden) durch das Explikat (des Ergebnisses der Analyse).

Wenn es sich nun bei Explikandum und Explikat um zwei verschiedene Begriffe handelt, dann mag es auch vorkommen, daß sie sich bezüglich realer Fälle unterscheiden. Etwas fällt dann unter das Explikandum, nicht aber unter das Explikat (oder umgekehrt). Das heißt aber auch: zumindest manchmal *ist* das Explikat *nicht* das Explikandum. Explikationen sind als Antworten auf „was-ist“ Fragen in solchen Fällen also strenggenommen falsch! Vorsichtshalber sollte man daher nicht sagen: „Bedeutungen von Aussagesätzen sind Mengen möglicher Welten“, sondern lieber: „der Begriff der Bedeutung eines Aussagesatzes wird durch den einer Menge möglicher Welten expliziert“. Tatsächlich redet

aber jedermann so, wie in unserer Antwort. Der Gebrauch von Formulierungen der Form „Bedeutungen sind X“ ist dann in ganz unterschiedlichem Maße mit dem Bewußtsein verknüpft, daß es sich in Wahrheit um eine Explikation von Bedeutung handelt. Er bedeutet jedoch nicht ohne weiteres, daß diejenigen, die so reden, die Idee der Explikation ablehnen.

5. Das dritte Rätsel

Bereits nach dieser kurzen Charakterisierung eröffnet sich nun eine Perspektive für die Lösung des dritten Rätsels. Wenn die Analyse des Bedeutungsbegriffs eine interessante Analyse sein soll, dann ist es nicht verwunderlich, daß keine Einigkeit zu erzielen ist, welche Analyse die richtige ist. Carnap stellt fest:

Infolge der Unexaktheit des Explikandums ist auch das Problem selbst nicht exakt formulierbar. Trotzdem wird erwartet, daß man eine exakte Lösung des Problems findet. Die darin liegende Schwierigkeit läßt sich durch die Feststellung beheben, daß man niemals eindeutig entscheiden kann, ob eine Explikation richtig oder falsch ist, oder genauer: die Frage ob eine gegebene Explikation richtig oder falsch ist, ergibt gar keinen klaren Sinn, da keine eindeutige Antwort besteht. Die Frage sollte vielmehr dahin gehen, ob die vorgeschlagene Antwort adäquat ist oder nicht. (ebd.)

Es ist also gar nicht verwunderlich, daß keine Einigkeit darüber zu erzielen ist, welche Explikation des Begriffs „Bedeutung“ richtig ist. Schon die Frage macht keinen klaren Sinn!

Allerdings ist auch nicht unbedingt Einigkeit darüber zu erzielen, welche Explikationen adäquat sind. Aber das ist eine sinnvolle Frage, wie Carnap in dem obigen Zitat einräumt. Genauso stellt sich die Frage, welche Explikationen adäquater sind als andere. Auch hier müßte Carnap zugeben, daß es sich um eine sinnvolle Frage handelt, über die Experten im Fall der Explikation von ‚Bedeutung‘ keine Einigkeit erzielen können. Wir haben unser Rätsel also zunächst nur durch ein neues ersetzt: Warum ist keine Einigkeit darüber zu erzielen, welche Explikationen von ‚Bedeutung‘ adäquat sind, oder welche besser sind als andere? – Carnaps Ansatz bietet auch eine Lösung für das neue Rätsel: die Kriterien für die Adäquatheit von Explikationen sind nämlich ungeeignet, um eine klare Entscheidung zwischen den verschiedenen Alternativen zur Explikation von „Bedeutung“ herbeizuführen.

Für Adäquatheit werden von Carnap vier Kriterien formuliert. Das sind *Ähnlichkeit zum Explikandum*, *Exaktheit*, *Fruchtbarkeit*, und *Einfachheit* (die Kriterien sind nach ihrer Wichtigkeit geordnet). Diese kurze Liste mag nun manche Frage offen lassen, vielleicht ist sie auch verbesserungsfähig. (Im nächsten Abschnitt werde ich mich um eine teilweise Präzisierung des Begriffs der Ähnlichkeit bemühen, die aber an den folgenden Schlußfolgerungen nichts ändert.) Aber ein gut Teil der Vagheit scheint in der Natur der

Sache zu liegen, und nicht daran, daß Carnap die Kriterien nur unzureichend präzise angegeben hat.

Was heißt eigentlich „ähnlich“? In welcher Hinsicht ähnlich? Und in welchem Grade? Selbst Vergleiche bezüglich Ähnlichkeit wird man häufig nicht eindeutig treffen können, die Ordnung der relativen Ähnlichkeit bleibt nämlich manchmal Geschmackssache. (Das heißt nicht, daß wir es hier nicht mit einem substantiellen Kriterium zu tun haben. Vagheit bedeutet nicht automatisch Nutzlosigkeit. Die Ähnlichkeit zwischen Personen ist ebenso vage: wem sieht das Kind ähnlicher, dem Vater oder der Mutter? Häufig gibt es hier keine klare Antwort. Dennoch ist es manchmal ein wichtiges Kriterium, wem ein Kind ähnlich sieht.)

„Fruchtbarkeit“ ist vage und nicht einmal eindeutig. Wir nennen z.B. Personen oder Tiere entweder fruchtbar, falls sie (zahlreichen) Nachwuchs haben, oder falls sie solchen versprechen. Dementsprechend ist theoretische Fruchtbarkeit entweder eine Fülle von gegenwärtigen Anwendungen oder die Perspektive auf eine solche Fülle. Wenn es bei Fruchtbarkeit um das zweite geht, dann sind Vergleiche bezüglich der Fruchtbarkeit zweier Theorien schwer zu treffen. Vielleicht hat man gewisse Anhaltspunkte (eine Explikation verspricht z.B. fruchtbar zu sein, wenn sie wichtige Begriffe mit einander verknüpft), vielleicht heißt es auch einfach abzuwarten.

Selbst der Fall der Einfachheit und Exaktheit ist komplizierter, als es auf den ersten Blick aussieht. Erstens sind beide Begriffe wiederum vage. Einfachheit ist zudem relativ zu einer gegebenen syntaktischen Fassung (wobei allerdings nur Fassungen in einigermaßen „natürlichen“ Begriffen zugelassen werden sollten), und es ist nicht ausgeschlossen, daß man zu einer gegebenen Theorie später eine weitaus elegantere äquivalente Formulierung findet. Gleichfalls werden in der Realität philosophischer Forschung bis auf Ausnahmen allenfalls Versprechen auf einen exakten Rahmen verhandelt. Bloß versprochene Exaktheit ist nun kaum überprüfbar.

Wenn dem so ist, dann reicht die Betrachtung der Kriterien in der vorliegenden Form, um zu klären, wieso über die Adäquatheit von Lösungen des Bedeutungsproblems sowenig Einigkeit herrscht. *Ob eine gegebene Explikation adäquat (oder besser als eine andere) ist, kann man wegen der Vagheit der Kriterien einfach selten definitiv sagen.* Das ist so, weil diese vagen Kriterien von verschiedenen Personen auf verschiedene Weise verstanden werden können.

Selbst wenn die Kriterien nicht vage und schwer anwendbar wären, würden sie dennoch nicht ausschließen, daß es mehrere gleich gute Analysen gibt. Ein gegebener Begriff läßt sich nämlich in verschiedene Richtungen hin entwickeln. Wenn aber das Explikandum in zwei verschiedene Richtungen hin, aber gemessen an den Kriterien beide Male gleich gut entwickelt wird, dann erhält man zwei gleich gute, aber nicht-äquivalente Explikationen.

Zusammenfassend: ein und derselbe Begriff kann auf verschiedene nicht-äquivalente Weisen expliziert werden. Die Kriterien, die zum Vergleich dienen könnten, schließen nicht aus, daß es

mehrere gleich gute Analysen geben könnte. Die Kriterien sind vage, und, wenn überhaupt, dann zum Teil erst in der Zukunft anwendbar. Es kann daher auch unklare Fälle oder offene Fälle geben. Nach all dem überrascht es nun nicht mehr, daß die Ergebnisse begrifflicher Analysen selten auf einmütigen Beifall stoßen.

6. Was heißt Ähnlichkeit?

Bisher habe ich die Theorie der begrifflichen Analyse gerade soweit getrieben, wie es für die beiden diskutierten Rätsel notwendig war. In den verbliebenen drei Abschnitten des ersten Teil der Frage werde ich mich nun einer Verfeinerung widmen. Dabei geht es zunächst um die Frage, was mit „Ähnlichkeit“ im Kontext begrifflicher Analysen gemeint ist. Die Antwort darauf wird erst verständlich machen, was ich damit gemeint habe, daß man die zweite Näherung einer Theorie der begrifflichen Analyse als eine Verallgemeinerung der ersten Näherung betrachten kann. Im Abschnitt 7 wird es dann darum gehen, wie man (Grade von) Ähnlichkeit eigentlich bestimmt. Die dort gegebene Antwort führt dann im Abschnitt 8. zu einer genaueren Betrachtung der zu einer solchen Bestimmung verfügbaren Daten.

Carnap versäumt es, klar zu sagen, in welcher Weise „Ähnlichkeit“ zu verstehen ist. Das ist ein Manko, auch gemessen an Carnaps eigenen Anforderungen an Exaktheit. Der Begriff der Ähnlichkeit *läßt* sich präzisieren, z.B. indem man die Hinsicht angibt, in der die Vergleichsobjekte ähnlich sein sollen. Er *muß* hier auch präzisiert werden, sonst lassen wir nämlich Verwendungen zu, bei denen sich die Frage stellt: Was hat das noch mit Analyse zu tun? Um einen Fall dieser Art handelt es sich bei Carnaps Beispiel des Wortes „Fisch“.

Carnap setzt voraus, daß es zwei verschiedene mit dem Wort verknüpfte Begriffe gibt. Zum einen gibt es da den alltagssprachlichen, der von bestimmten äußerlichen Merkmalen ausgeht (grob: lebt im Wasser, schwimmt mit Flossen, ähnelt paradigmatischen Fischen). Zum anderen gibt es den wissenschaftlichen Begriff der biologischen Art Fisch. Den ersten Begriff nennt Carnap ‚Fisch‘, den zweiten ‚piscis‘. Wale fallen unter den Begriff ‚Fisch‘ aber nicht unter ‚piscis‘. Carnap denkt nun, daß das Wort „Fisch“ zweideutig ist, die beiden Bedeutungen sind ‚Fisch‘ und ‚piscis‘. Die letzte These ist umstritten, er selbst erwähnt, daß der Status des Satzes „der Glaube, daß Wale Fische sind, wurde durch die Zoologie widerlegt“, umstritten ist. Viele würden sagen, daß er wahr ist, etwa auch die moderne kausale Theorie der Bedeutung von Natürliche-Art-Ausdrücken (s. Putnam 1975). Nach Carnap ist der Satz dagegen unter beiden Bedeutungen von „Fisch“ falsch. Aber auch wenn seine These über die Bedeutung von „Fisch“ falsch sein sollte, kann man Carnaps Beispiel der Explikation von ‚Fisch‘ durch ‚piscis‘ noch diskutieren, entweder unter der hypothetischen Voraussetzung, daß seine These wahr ist, oder als eine Explikation eines bestimmten subjektiven Begriffs von Fisch.

Wie dem auch sei: die Explikation von ‚Fisch‘ durch ‚piscis‘ kann intuitiv nicht als Beispiel einer begrifflichen Analyse zählen. „lebt im Wasser, schwimmt mit Flossen, ähnelt paradigmatischen Fischen“ ist eine Analyse von ‚Fisch‘; ‚piscis‘, definiert etwa durch „diejenige natürliche Art, der die tatsächlichen paradigmatischen Beispiele von Fischen angehören“, ist dagegen *keine* Analyse von ‚Fisch‘. Die beiden Begriffe sind zwar bezüglich ihres Umfangs einigermaßen ähnlich (gewiß, es gibt Ausnahmen wie Wale und Delfine), aber sehr verschieden bezüglich ihres Gehalts, was Gedankenexperimente zu zeigen vermögen. Es ist z.B. vorstellbar, daß alle Exemplare von ‚piscis‘ an Land leben, es ist aber unvorstellbar, daß alle Exemplare, die unter ‚Fisch‘ fallen, an Land leben.

Das Beispiel macht nun deutlich, was bisher fehlt, um eine Explikation zu einer Analyse zu machen. Was fehlt, ist der Bezug auf den Gehalt von Begriffen, d.h. auf die *Bedeutung* der Ausdrücke, die expliziert werden sollen.⁹ Ich schlage daher vor, die Ähnlichkeit von „P“ und „Q“ hier *als analytische Ähnlichkeit*, d.i. Ähnlichkeit der Bedeutung von „P“ und „Q“ zu verstehen, nicht aber als bloße Ähnlichkeit des Umfangs (der *Extension* von „P“ und „Q“).

Es ist nun einfach zu sehen, warum die zweite Näherung einer Theorie der Analyse eine Verallgemeinerung der ersten Näherung darstellt. Das ist so, weil ‚analytische Ähnlichkeit‘ eine Verallgemeinerung von ‚Begriffsidentität‘ ist, oder umgekehrt: wenn das Explikandum und das Explikat miteinander identifiziert werden (wie in *uninteressanten* Analysen), dann ist das ein Spezialfall der Beziehung der analytischen Ähnlichkeit.

Mit der obigen Präzisierung von Ähnlichkeit als analytische Ähnlichkeit ist natürlich noch nicht viel gesagt. Um zu sehen, *wie* die Bedeutung der entsprechenden Ausdrücke ins Spiel kommt, können wir aber einfach gegebene Analysen aus der philosophischen Literatur studieren. Wie werden Analysen überprüft bzw. motiviert? Man kann es in zwei Worten sagen: „durch Gedankenexperimente.“¹⁰ Trotzdem möchte ich noch etwas weiter ausholen.

⁹ Manche haben vielleicht Schwierigkeiten, etwas unter der *Bedeutung eines Begriffs* zu verstehen.

Deshalb wechsele ich im Folgenden von der Rede von Begriffen (symbolisiert durch einfache Anführungszeichen) auf die von sprachlichen Ausdrücken (symbolisiert durch doppelte Anführungszeichen, außer innerhalb von Zitaten).

¹⁰ Für eine ähnliche Beurteilung der Rolle der Gedankenexperimente bei begrifflichen Analysen s. Jackson (1998).

7. Wie überprüft man Ähnlichkeit?

Das vielleicht berühmteste Gedankenexperiment in der modernen Sprachphilosophie findet sich in Hilary Putnams Aufsatz „The Meaning of ‚Meaning‘“. Es ist das Zwillingserde-Gedankenexperiment. Da es nicht direkt der Frage gewidmet ist, was Bedeutungen sind, sondern der Frage, worauf Bedeutungen *beruhen*¹¹, werde ich es hier nicht besprechen. Putnam benützt aber den dabei benutzten „Versuchsaufbau“, die Fiktion von der Zwillingserde (kurz: Zwerde) auch für den Zweck, gewisse Hypothesen über die Natur von Bedeutungen zu überprüfen. Daher sei kurz gesagt, worum es sich bei der Zwerde handelt. Sie ist ein fiktiver Planet, der unserer Erde in allen Dingen gleicht (z.B. gibt es eine Sprache, die dem Deutschen genau gleicht), in dem aber das, was auf unserem Planeten seit jeher die Wasser-Rolle spielt (H₂O) durch einen davon verschiedenen, wiewohl gleichartigen Stoff (XYZ) ersetzt ist, der dort seit jeher die Wasser-Rolle spielt.

Eine Frage, die sich Putnam nun stellt ist: wie sollen wir die Äußerung „Das ist Wasser“ eines Zwerde-Bewohners in unser Deutsch übersetzen? Einfach durch „das ist Wasser“? Nein, man sollte stattdessen „das ist Zwerdenwasser“ sagen. Putnam benutzt dann die zusätzliche Annahme, daß Ausdrücke zweier Sprachen dann und nur dann ineinander übersetzbar sind, wenn sie das gleiche bedeuten. (Das soll offenbar analytisch wahr sein.) Damit schließt er aus dem Gedankenexperiment, daß „Wasser“ und sein hypothetisches Gegenstück *nicht* dieselbe Bedeutung haben (insbesondere nicht so etwas wie: „das, was zu Zeit und Ort der Äußerung mit ‚Wasser‘ bezeichnet wird“). Ich möchte nicht diskutieren, ob die Schlußfolgerung richtig ist. Dazu müßte man die genannte Zusatzannahme durchleuchten. Ich möchte nur auf die benutzte Methode hinweisen. Ob zwei Ausdrücke dasselbe bedeuten, das klärt man, indem man seine Intuitionen befragt. Dabei stellt man sich bestimmte hypothetische Situationen vor und fragt, was dort in Bezug auf die Bedeutungen der Fall ist.

In einem zweiten Versuchsaufbau betrachtet Putnam einen fiktiven, von ihm gleichfalls „Zwerde“ genannten Planeten, der der Erde in allem gleicht, nur daß die Bezeichnungen „Buche“ und „Ulme“ dort systematisch vertauscht sind. Hier befragt er seine Intuitionen über Synonymie zwischen Sprachen direkt, und kommt zu der Schlußfolgerung, daß auf der Zwerde „Buche“ genau das bedeutet, was auf der Erde „Ulme“ bedeutet (und „Ulme“ genau das bedeutet, was auf der Erde „Buche“ bedeutet). Auch aus diesem Experiment schließt er, daß „Buche“ nicht so etwas bedeutet, wie: „das, was zu Zeit und Ort der Äußerung mit ‚Buche‘ bezeichnet wird“.

¹¹ Genauer gesagt, geht es um die etwas akademische Frage, ob es möglich ist, daß das Wort „Wasser“ eine andere Bedeutung hat, als die, die es in Wirklichkeit hat, während der Inhalt meines Kopfes aber gleich bleibt. Wenn dem so ist, dann bestimmt offenbar der Inhalt meines Kopfes nicht die Bedeutung von

In beiden Fällen werden Intuitionen über zwischensprachliche Synonymie in hypothetischen Fällen benutzt, um Thesen über die Bedeutung von spezifischen Ausdrücken zu klären. – Diese Methode ist nun nicht auf nur hypothetische Fälle begrenzt (zum einen will man ja auch korrekte Voraussagen in realen Fällen, zum anderen könnte es sich ja erweisen, daß die hypothetischen Fälle real sind, nämlich, wenn Fortschritte in der Raumfahrt erweisen, daß es einen Planeten wie die Zwerde wirklich gibt). Wenn ich über „hypothetische Fälle“ rede, so will ich im Folgenden die realen deshalb als inbegriffen verstanden wissen. – Diese Methode ist auch nicht nur auf Fragen spezifischer Bedeutungen begrenzt, vielmehr lassen sich auch Fragen über die allgemeine Form von Bedeutungen auf diesem Wege klären. Tatsächlich hat Putnam in dem genannten Aufsatz auch stets das Anliegen im Hinterkopf, eine neue These über die Form von Bedeutungen im allgemeinen zu etablieren.

Es gibt nun einen häufig genannten Rivalen zur Methode der Gedankenexperimente, und zwar die Methode der Populärtheorien (folk theories).¹² Demnach sind Bedeutungen das, was unsere Populärtheorie über Bedeutungen erfüllt, bzw. dasjenige, was den in der Populärtheorie über Bedeutungen enthaltenen Annahmen am nächsten kommt. (Es könnte sich ja erweisen, daß es nichts gibt, was alle diese Annahmen 100%ig erfüllt.) Diese Methode erweist sich allerdings als der Methode der Gedankenexperimente unterlegen.

Zum Einen muß man wohl unterscheiden zwischen solchen Annahmen, die bloße empirische Vermutungen oder Generalisierungen darstellen, und solchen Annahmen, die unverzichtbar für unser Verständnis von Bedeutung sind. Wenn es darum geht, was ein guter Kandidat für eine Bedeutung ist, dann erweist sich nämlich, das nicht alles, was wir über Bedeutungen glauben, in gleicher Weise wichtig ist. Es gibt Bedingungen, auf deren Erfüllung wir ohne große Probleme verzichten würden (ein Beispiel dürfte die von Putnam bekämpfte Annahme sein, daß Bedeutungen „im Kopf“ sind). Andere Bedingungen sind jedoch wichtiger (zum Beispiel die Annahme, daß es Synonyme geben kann¹³). Die Klärung der Frage, welche Annahmen wichtig, und welche verzichtbar sind, muß nun aber offenbar der Methode der Populärtheorie vorausgehen. Ich wüßte nicht, wie das gehen soll, außer durch Rückgriff auf die Methode der Gedankenexperimente.

Zum Anderen: ist mit „Populärtheorie“ unsere *explizite* Theorie gemeint, oder unsere *implizite* Theorie? (Die explizite Theorie ist die, die wir bei Befragung äußern würden. Die implizite Theorie ist diejenige, von der wir uns bei der Beurteilung hypothetischer Fälle leiten

„Wasser“.

¹² s. z.B. Lewis (1983a)

¹³ Für eine Verteidigung dieser Intuition s. Kupffer(2001).

lassen.) Wenn die Populärtheorie nun die implizite Theorie ist, dann fallen die Methode der Gedankenexperimente und die Methode der Populärtheorie offenbar zusammen: Gedankenexperimente sind dann das einzige Mittel, unsere Populärtheorie kennen zu lernen, und Übereinstimmung mit der Populärtheorie ist dann Übereinstimmung mit den Gedankenexperimenten.¹⁴ Wenn aber die explizite Theorie gemeint ist, dann erweist sich bei Betrachtung von tatsächlichen begrifflichen Analysen, daß die Populärtheorie *nicht* die letzte Instanz bei der Prüfung von philosophischen Analysen ist. Tatsächlich können sich Annahmen der so verstandenen Populärtheorie als bloße Vorurteile erweisen, und zwar durch Betrachtung hypothetischer Fälle. Die Methode der Populärtheorie ist also entweder identisch mit der Methode der Gedankenexperimente, oder ihr aber unterlegen. Das heißt nicht, daß explizite Generalisierungen nicht ernstzunehmen sind. Vielfach sind sie nämlich brauchbare Systematisierungen unserer Intuitionen.

8. Exkurs: Bedeutung und Synonymie¹⁵

Ein Problem am Rande: Wir wollen durch Gedankenexperimente klären, was Bedeutungen sind. Die im obigen Beispiel genannten Intuitionen beziehen sich aber nicht auf die Eigenschaft, eine Bedeutung zu sein. Auch sonst sind direkte Intuitionen über die Natur von Bedeutungen eher selten.¹⁶ Damit legen uns unsere Intuitionen nicht darauf fest, welche Objekte genau Bedeutungen sind (s.u.). Wir haben hier also eine weitere Quelle möglicher Unbestimmtheit der Antwort auf unsere Frage.

Was für Intuitionen haben wir eigentlich über Bedeutungen? Wir haben keine Intuitionen der Art „die Bedeutung von x ist a“, wobei y ein Name oder ein Demonstrativpronomen ist wie in „die Bedeutung von x ist Eberhard.“ Stattdessen haben wir Intuitionen der Formen

- a) „x und y bedeuten dasselbe“ (bzw. „sind synonym“)
- b) x weiß, was y bedeutet (kennt die Bedeutung von y)
- c) y hat eine Bedeutung

Was ist mit dem Ausdruck wie „x bedeutet y“, wie in „te quiero“ bedeutet ‚ich liebe Dich‘? Ich denke, daß dies eine Weise ist, eine Synonymie-Behauptung zu machen und daher in die

¹⁴ vgl. Jackson (1998)

¹⁵ Dieser Abschnitt ist hier als Exkurs gekennzeichnet, weil er für das Verständnis der folgenden Abschnitte nicht zwingend erforderlich ist. Das diskutierte Problem ist vielleicht auch eher für Fachleute interessant. Der Abschnitt darf also übersprungen werden.

¹⁶ Das ist überspitzt. Wir haben einige negative Intuitionen darüber, daß Bedeutungen Z.B. keine Tische oder Gebäude sind, oder Common Sense Vorurteile wie, daß Bedeutungen im Unterschied zu Tischen oder Gebäuden nicht im Kopf sind.

Kategorie a) gehört. „x bedeutet, daß p“ gehört dagegen gar nicht hierher. Das wird deutlich, wenn man Beispiele betrachtet. Zum einen geht es hier nicht um Sätze, sondern um Äußerungen zu gehen, vgl. „Der Satz „te quiero“ bedeutet, daß ich Dich liebe“ (seltsam) vs. „wenn ich sage „te quiero“ bedeutet das, daß ich Dich liebe“ (o.k.). Zum anderen scheint dabei derselbe Sinn von Bedeutung am Werk wie in dem Satz „Wenn ich jetzt rot werde, bedeutet das, daß ich Dich liebe“. Dies ist aber nicht sprachliche Bedeutung, sondern um sogenannte „natürliche“ Bedeutung. Das ist zumindest ein starker Hinweis darauf, daß es auch in „x bedeutet, daß p“ nicht um sprachliche Bedeutung geht, sondern um die Relation des Anzeigens, die nur in diesem Fall zufällig auf sprachlicher Bedeutung beruht. – Ich will damit nicht sagen, daß, was Äußerungen anzeigen, gänzlich unwichtig für die Frage ist, was Bedeutungen sind. Es handelt sich hier nur um keine direkten Informationen über Bedeutungen.

Wenn nun die einschlägigen Intuitionen in die Klassen a)-c) gehören, sind wir damit überhaupt auf Objekte namens Bedeutungen verpflichtet? Könnte es nicht ausreichen, eine Analyse für den Begriff „bedeutet dasselbe“ zu liefern? c) führt zwar zu einer prima facie Verpflichtung auf Bedeutungen. Zu sagen, daß die Verpflichtung prima facie ist, heißt aber zu sagen, daß es besser ist, sie zu respektieren, wenn keine anderen Gründe dagegen sprechen (wie die Einfachheit der Analyse). Es heißt nicht, daß jede Analyse des Begriffs, die sich an die Verpflichtung nicht hält, inadäquat ist.

Es scheint nun eine Methode zu geben, mit deren Hilfe *jede* Analyse von „bedeutet dasselbe“ automatisch auch Bedeutungen liefert. Da „bedeutet dasselbe“ eine sogenannte Äquivalenzrelation ist, kann man nämlich die Rolle der Bedeutungen von den Äquivalenzklassen spielen lassen, in diesem Fall: die Bedeutung von S wird mit der Klasse derjenigen S' identifiziert, die *dasselbe bedeuten*, wie S.¹⁷ Es gibt allerdings eine andere wichtige Intuition, die durch ein solches Vorgehen verletzt wird, nämlich eine über die Richtung ontologischer Abhängigkeit. Es scheint angemessen, zu sagen: „wenn A und B synonym sind, dann *beruht* das darauf, welche Bedeutung sie haben“; es scheint dagegen unangemessen, zu sagen: „daß A bedeutet, was es bedeutet, *beruht* u.a. darauf, daß A und B synonym sind“. Auch diese Art von Intuition ist vielleicht von einer ansonsten zufriedenstellenden Explikation umkehrbar.¹⁸ Es führt aber zu einem Gewinn an analytischer Ähnlichkeit, sie zu respektieren. Das werde ich im Folgenden auch tun.

¹⁷ Ein solches Vorgehen findet man z.B. in Ayer (1936).

¹⁸ Ein Beispiel einer Explikation, in der solche ontologischen Abhängigkeiten verkehrt werden findet sich in der Geometrie. Intuitiv gesehen sind zwei Linien deswegen parallel, weil sie die gleiche Richtung haben und nicht umgekehrt. Tatsächlich werden Richtungen aber als Äquivalenzklassen von Parallelen eingeführt. (Ich verdanke das Beispiel Wolfgang Spohn.)

Wir setzen also Objekte namens Bedeutungen an, um Fälle von Synonymie zu erklären.¹⁹ Aber sind wir dadurch in der Lage, etwas über die Natur von Bedeutungen zu erfahren? Ist es nicht vielmehr beliebig, welche Art von Objekten man wählt, um Synonymie zu erklären? Man kann sehen, wie gravierend dieses Problem ist, wenn man ihm eine etwas formilere Fassung gibt.

I sei eine Pseudo-Interpretation, gdw. I eine Funktion ist, die beliebigen möglichen Ausdrücken Elemente einer Klasse X zuordnet, sodaß $I(A) = I(A')$ gdw. A und A' synonym.

Ein Beispiel für eine Pseudo-Interpretation wäre eine 1-1 Zuordnung von möglichen Kühen zu Aussagesätzen, die nie zwei synonyme Sätze mit verschiedenen Kühen paart, und nie zwei nichtsynonyme Sätze mit der gleichen Kuh. (Es gibt unendlich viele mögliche Bedeutungen, aber nur endlich viele Kühe, daher habe ich zu den tatsächlichen auch die bloß möglichen Kühe hinzugenommen.)

Ist nun jede Pseudo-Interpretation gleichgut? – Nein, man sucht nicht irgendeine Funktion, sondern eine, die für die realen Ausdrücke *von unserer Welt* festgelegt wird und für bloß mögliche Ausdrücke von der möglichen Welt, in der sie existieren. Ein Ausdruck, wie Aussagesatz S hat die Bedeutung, die er hat, kraft einer natürlichen Relation zu genau dieser Bedeutung. *Wie die Welt ist, legt fest, welche Bedeutung S hat.* Aber die Welt legt keine Relation zwischen Sätzen und möglichen Kühen fest. Daher ist jede Pseudo-Interpretation, die durch mögliche Kühe interpretiert, inadäquat. Dagegen ist es z.B. zumindest auf den ersten Blick plausibel anzunehmen, daß die Welt für S Wahrheitsbedingungen, Verifikationsbedingungen und Gebrauch festlegt.

Während wir uns in diesem Teil bemüht haben, den Eindruck abzuwehren, daß unsere Gedankenexperimente für die Beantwortung unserer Frage ohne Belang sind, haben wir noch nichts darüber gesagt, ob sie in der Lage sind, eine Unterstützung für eine Antwort abzugeben. Zu dieser Frage komme ich nun.

¹⁹ Vergessen wir für den Moment einmal die Klassen b) und c) oben. Sie sind weniger wichtige Fälle. Ihre Berücksichtigung würde an dem folgenden Problem auch nichts wesentliches ändern.

III Die Antwort der MWS

1. Die Antwort als Explikation

Bedeutungen von Aussagesätzen sind Mengen möglicher Welten, das war die Antwort der MWS auf unsere Frage. Wie kann man die Antwort motivieren? – Am Besten, so denke ich, als das Resultat von drei unabhängigen Explikationen.²⁰ Ich werde die Explikationen in diesem Abschnitt vorstellen und kurz kommentieren. Dabei wird es um Verständnisfragen gehen und darum, jeweils auf das in Explikationen steckende Element der begrifflichen Entscheidung hinzuweisen. Erst im nächsten Abschnitt wird es dann um die Bewertung der Explikationen gehen, insbesondere um die Bewertung des Resultats unserer drei Teilexplikationen.

(E1) Die Bedeutung eines Aussagesatzes wird als die von ihm gemachte Aussage expliziert.

Die Bedeutung eines Aussagesatzes ist also, *was* der Aussagesatz sagt. *Wie* er es sagt ist dabei unerheblich. Damit sind z.B. stilistische Unterschiede für die Bedeutung unerheblich.

(7) Beethoven ist gestern verschieden.

bedeutet in diesem Sinne also dasselbe wie

(8) Beethoven hat gestern den Löffel abgegeben.

Und hier treffen wir schon das dem Begriff der Explikation innewohnende Moment der willkürlichen Entscheidung an: Es liegt an dem vagen Ausdruck „Bedeutung“ selbst, daß man dergleichen vernachlässigt.

Die beiden Beispielssätze lassen sich auch dazu verwenden, zu klären, was ich unter der Aussage verstehe, die ein Satz macht. Man könnte nämlich denken, daß (7) und (8) verschiedene Aussagen machen. Der zweite Satz sagt demgemäß u.a. aus, daß der Sprecher Beethoven keine große Wertschätzung entgegenbringt. – Es ist wichtig, daß ich, wenn ich von der gemachten Aussage rede, dergleichen nicht meine. Ich meine die Aussage, die der Satz (bzw. die Äußerung) *wörtlich* macht, nicht, was man aus dem Gebrauch des Satzes noch so alles folgern kann. Eine

²⁰ Wir folgen hier Stalnaker (1978). Lewis (1980) hat dagegen die Position vertreten, daß es für eine Analyse des Bedeutungsbegriffs unerheblich ist, ob sie auf Propositionen aufbaut. Lewis äußert im genannten Aufsatz außerdem empirische Gründe gegen das gewählte Vorgehen, die allerdings auf einer sehr strikten Ablehnung versteckter Variablen und einer etwas engstirnigen Anwendung des Kompositionalitätsprinzips (s. unten Fußnote 24) beruhen.

solche Unterscheidung ist gewiss nicht unumstritten, und es bräuchte mehr Raum, um sie zu verteidigen.²¹

(E2) Aussagen werden als Wahrheitsbedingungen expliziert

Das, was ein Aussagesatz aussagt (seine Aussage) kann wahr, oder auch falsch sein. Eine Aussage selbst legt noch nicht fest, ob sie wahr oder falsch ist. Dies hängt davon ab, wie die Welt beschaffen ist. Eine Aussage legt lediglich Bedingungen dafür fest, *wann* sie wahr oder falsch ist. – Das Moment der Entscheidung tritt bei dieser Explikation zutage, wenn gesagt wird, daß Wahrheitsbedingungen auch schon alles sein sollen, was Aussagen ausmacht. Damit wird nämlich entschieden, von der Struktur von Aussagen abzusehen. Die Sätze „Es regnet“ und „Es regnet oder es regnet“ machen damit dieselbe Aussage. Das kann man vertreten. Man könnte es aber auch argumentieren, daß die beiden Aussagen verschieden sind, weil die zweite Aussage komplexer ist. Hier wurde offensichtlich der vage Begriff Aussage in einer von zwei möglichen Weisen präzisiert.²²

Wenn wir fragen: „Was ist eine Aussage?“ und antworten „ihre Wahrheitsbedingungen“, so läuft das einer Reihe von linguistischen Intuitionen zuwider. „Aussage“ ist z.B. im Singular, „Wahrheitsbedingungen“ Plural. Auch sagen wir „Aussagen *haben* Wahrheitsbedingungen“, daraus scheint zu folgen: sie *sind* nicht Wahrheitsbedingungen. – Die Explikation als Ersetzung eines Begriffes durch einen anderen muß sich um diese linguistischen Details nicht kümmern.

(E3) Wahrheitsbedingungen werden als Mengen möglicher Welten expliziert.

Diese letzte Teilexplication bedarf eines ausgedehnteren Kommentars. Zunächst muß der hier verwendete Begriff der möglichen Welt erläutert werden. Außerdem muß ich etwas über die Verwendung der Mengenlehre sagen. Beide Themenkreise erfordern eigentlich eigene Aufsätze. Stattdessen werde ich nur sehr knappe Bemerkungen machen. Schließlich geht es hier primär darum, die genannte Explikation zu verstehen, und nicht um eine kritische Diskussion der dabei benutzten Rahmen. Zunächst fragt sich, was mögliche Welten eigentlich sind. Sie sind (maximal spezifische) *Weisen, wie die Welt hätte sein können*. Die Welt ist auf eine bestimmte Weise. Auch dies ist eine Weise wie die Welt hätte sein können. Also gibt es zumindest eine solche Weise. Die Welt hätte aber auch anders sein können als sie ist. Tatsächlich gibt es sogar unzählbare viele verschiedene Weisen, wie die Welt hätte sein können. Es ist aus diesen

²¹ Das ist keine so einfache Aufgabe. Sie wird noch dadurch erschwert, daß diese wörtliche Aussage kein rein theoretisches Konstrukt sein darf. Unten beanspruche ich, Intuitionen über wörtliche Aussagen zu besitzen.

²² vgl. z.B. Theorien von sogenannten “Russellschen Propositionen” (etwa in Kaplan (1989) und Barwise&Perry (1983).

Gründen unproblematisch, die Existenz von Weisen, wie die Welt hätte sein können, anzunehmen. Es ist viel schwieriger, wenn man sich auf eine der vielen verschiedenen Antworten auf die Frage, was diese Weisen eigentlich sind, festlegen soll. Dies ist eine Frage der metaphysischen Hintergrundtheorie. Ich werde mich hier auf keine solche Antwort festlegen, z.B. auch nicht auf Lewis' Theorie der möglichen Welten als konkrete, von uns kausal isolierte, raum-zeitliche Einzeldinge.²³

In der MWS wird häufig davon gesprochen, *daß eine Aussage p wahr in einer möglichen Welt W ist*. Was soll dies nun heißen, gegeben die obige Erklärung von möglichen Welten als Weisen? Nicht mehr als: *wenn W die Weise wäre, in der die wirkliche Welt ist, dann wäre p wahr*.

Damit haben wir allerdings immer noch nicht gesagt, was es heißen soll, daß Wahrheitsbedingungen als Mengen möglicher Welten verstanden werden. Nicht viel mehr als:

(E3') Die Wahrheitsbedingungen einer Aussage werden hier so verstanden, daß sie das sind, was festlegt, in welchen Welten die Aussage wahr, und in welchen Welten sie falsch ist.

Was zu (E3') noch hinzukommt, damit daraus (E3) wird, sind erstens eine Idealisierung und zweitens ein vielleicht problematischer Gebrauch der Mengenlehre.

Worin besteht die Idealisierung? Es wird davon ausgegangen, daß die Wahrheitsbedingungen vollständig (und konsistent) sind, indem sie für jede Welt entweder den Wahrheitswert ‚wahr‘ oder den Wahrheitswert ‚falsch‘ festlegen. Zu sagen, daß dies eine Idealisierung ist, schließt ein, zuzugeben, daß Wahrheitsbedingungen von realen Sätzen nicht unbedingt dieser Art sind. Die Idealisierung ist aber in die Formulierung von Explikation (E3) eingegangen: wenn man nämlich davon ausgeht, daß die Wahrheitsbedingungen von Aussage p für alle Welten entweder ‚wahr‘ oder ‚falsch‘ festlegen, dann kann man sie auch definieren, indem man nur sagt, für welche Weisen ‚wahr‘ festgelegt wird; also durch Angabe einer bestimmten Menge von Welten. Und eine solche Menge von Welten soll mit der Aussage eines Satzes identifiziert werden.

Ich muß nun kurz auf eine notorische, mit solchen Explikationen verbundene Schwierigkeit hinweisen. Dies ist das Problem, daß die genaue Form der mengentheoretischen Konstruktion, die mit den Wahrheitsbedingungen einer bestimmten Aussage p identifiziert wird, völlig willkürlich ist. Zum Beispiel hätte man, gegeben die genannte Idealisierung, die Wahrheitsbedingungen von p auch mit der Menge der Welten, in denen p falsch ist,

²³ Bzw. Wege werden mit solchen Welten identifiziert *oder* mit gewissen Mengen von Welten, s. Lewis (1986), S.86f.

identifizieren können. Oder man hätte eine bestimmte Funktion²⁴ nehmen können (z.B. eine Funktion von Welten in die Wahrheitswerte ‚wahr‘ und ‚falsch‘). Tatsächlich gibt es ungezählte mengentheoretische Konstruktionen, die sich hier verwenden lassen. Es scheint deshalb falsch, die Wahrheitsbedingungen von p mit einer bestimmten solchen Konstruktion zu identifizieren. Wir ordnen strenggenommen nur den Wahrheitsbedingungen von p etwas zu, das in der Lage ist, diese Wahrheitsbedingungen zu repräsentieren, *wenn es in der richtigen Weise interpretiert wird*. So kann man dieselbe Menge von Welten als die Wahrheitsbedingungen der Aussage des Satzes S interpretieren, oder als die Wahrheitsbedingungen dessen was seine Negation aussagt, je nachdem, ob die Welten in der Menge als Welten verstanden werden, in denen die gemachte Aussage wahr sein soll, oder als Welten, in denen sie falsch sein soll. – Es ist nicht ganz klar, wie man auf dieses Problem im gegenwärtigen Rahmen reagieren sollte. Es geht um die Frage, ob wir etwas als geglückte Explikation ansehen können, auch wenn die Einzelfälle, die unter das Explikandum fallen, durch die Einzelfälle, die unter das Explikat fallen, lediglich *repräsentiert* werden. – Ich werde diese schwierige Frage nicht beantworten. Aber ob es sich bei (E3) um eine Explikation im engen Sinn handelt oder nicht, sie bringt sicherlich einen Gewinn an Exaktheit, Einfachheit, und vor allem Fruchtbarkeit, wie der Erfolg der MWS zur Genüge beweist.

Zusammengenommen ergibt sich als Präzisierung der Antwort der MWS:

(E4) Bedeutungen werden als Mengen möglicher Welten expliziert.

Diese Explikation erbt nun alle genannten Entscheidungen. Damit ist sie in einem gewissen Sinn willkürlicher als jeder Einzelschritt. Man hätte sich jeweils auch anders entscheiden können, und das ist dann der Grund dafür, warum es auch ganz andere Explikationen von Bedeutung gibt.

Die mit (E1) verknüpften Entscheidungen brauchen von der Gebrauchstheorie der Bedeutung nicht mitgemacht zu werden.²⁵ In einem natürlichen Gebrauch von „Gebrauch“ differieren z.B. Wörter verschiedener stilistischer Stufen in ihrem Gebrauch, und demnach haben dann Satzpaare wie (7) und (8) unterschiedliche Bedeutungen.

Die *Verifikationstheorie* der Bedeutung läßt sich als eine Theorie rekonstruieren, die (E1) akzeptiert, aber (E2) ablehnt und stattdessen Aussagen als Verifikationsbedingungen expliziert. Daraus folgt dann, daß unverifizierbare Sätze sinnlos sind. Verifikation wurde in der Frühzeit des logischen Empirismus als Ableitung aus Beobachtungssätzen verstanden (s. z.B. Carnap 1932) Leider hat es sich schnell erwiesen, daß dieses Kriterium der Sinnhaftigkeit nahezu alle interessanten Aussagen der Wissenschaft als sinnlos brandmarkt (vgl. Hempel 1950).

²⁴ Auch Funktionen lassen sich als mengentheoretische Konstrukte verstehen.

²⁵ Varianten der Gebrauchstheorie differieren in der Weise wie der vage Begriff „Gebrauch“ expliziert wird, und ob überhaupt eine Explikation des Begriffs „Bedeutung“ bezweckt wird. Manche Gebrauchstheorien beanspruchen lediglich, daß es auf seinem Gebrauch *beruht*, welche Bedeutung ein Satz hat. Sie beanspruchen nicht, daß die Bedeutung im Gebrauch des Satzes *besteht*. Eine solche Theorie läßt sich nun

Eine Theorie, die ebenfalls die Bedeutung eines Ausdrucks in seinen Wahrheitsbedingungen erblickt, diese aber nicht durch mögliche Welten erklären will, ist die durch Tarski's Wahrheitstheorie (s. Tarski 1936) inspirierte Semantik von Donald Davidson (z.B. in Davidson 1967). In Davidsons Theorie wird der Begriff der Wahrheitsbedingungen nicht weiter expliziert; Grundlage seiner Bedeutungstheorie sind aber Klauseln, die Wahrheitsbedingungen *ausdrücken* sollen (die T-Sätze).

2. Rechtfertigung der Explikation

In diesem Abschnitt geht es nun darum, inwieweit unsere Explikation angemessen ist. Sie ist zumindest *partiell* korrekt. Genauer gesagt, die Festlegung von Wahrheitswerten für mögliche Welten ist zumindest Teil unseres vortheoretischen Bedeutungsbegriffs, zumindest für sogenannte nicht-kontextabhängige Sätze; das sind Sätze, bei denen die gemachte Aussage nicht von den Umständen der Äußerung des Satzes abhängt. Wir beschränken uns vorerst auf (sonst beliebige) solche Sätze A und B. Wir werden uns erst später auch mit kontextabhängigen Sätzen beschäftigen. Folgende Dinge sind nun für mich schlicht unvorstellbar:

- (U1) *daß A und B verschiedene Aussagen machen, obwohl A und B die gleichen Bedeutungen haben;*
- (U2) *daß die gleiche Aussage unter verschiedenen Umständen verschiedene Wahrheitsbedingungen hat;*
- (U3) *daß zwei Aussagen gleiche Wahrheitsbedingungen aber (in irgendeiner Welt W) verschiedene Wahrheitswerte haben;*
- (U4) *daß es eine Welt W gibt, für die gilt: das, was A aussagt ist wahr in W und das was B aussagt ist falsch in W (oder umgekehrt), obwohl A und B dieselben Bedeutungen haben.*

Unvorstellbarkeit bedeutet nun Unmöglichkeit von gegenteiligen Gedankenexperimenten. Gedankenexperimente sind aber, wie wir gesehen haben, die einschlägige Prüfinstanz für Explikationen. Die subjektive Unvorstellbarkeit für ein einzelnes Individuum sagt allerdings noch nicht viel aus: was für den einen unvorstellbar ist, könnte für einen anderen sehr wohl vorstellbar sein. In einem solchen Fall sagt eine Unvorstellbarkeitsbehauptung allenfalls etwas über subjektive Begriffe aus, oder gar nur darüber, was das Subjekt alles vorderhand ausgeschlossen hat. In keinem Fall wäre etwas über die öffentliche Bedeutung der untersuchten Wörter gesagt. Es sind also nur solche Unvorstellbarkeitsbehauptungen aussagekräftig, die auch

nach Lewis(1983b) mit der MWS (und also auch mit (E1) vereinbaren.

intersubjektiv Zustimmung finden können. Und das ist hier der Fall. Zumindest ist mir nicht bekannt, daß jemand beansprucht hat, gegenteilige Gedankenexperimente ausgeführt zu haben. (U1)-(U4) gelten also zumindest prima facie. Dies legt zumindest nahe, daß die folgenden Zusammenhänge analytisch wahr sind:

- (=>1) Wenn A und B die gleiche Bedeutung haben, dann machen sie auch die gleiche Aussage.
- (=>2) Jede Aussage hat eindeutig definierte Wahrheitsbedingungen.
- (=>3) Wenn zwei Aussagen die gleichen Wahrheitsbedingungen haben, dann sind sie auch in genau den selben Welten wahr und in genau den selben Welten falsch.
- (=>4) Wenn A und B die gleichen Bedeutungen haben, dann sind die Aussagen, die sie machen, auch in genau den selben Welten wahr und in genau den selben Welten falsch.

Wir haben damit sogar zwei Rechtfertigungen für (=>4): aus der Unvorstellbarkeit von (U4) oben und als Folgerung aus (=>1) - (=>3). Jedenfalls ist (=>4) nun der Sinn, in dem (für nicht-kontextabhängige Sätze) die Antwort der MWS zumindest ein Teil jeder adäquaten Explikation des Bedeutungsbegriffs ist.

Damit ist schon alles gesagt, was ich zu einer Rechtfertigung der MWS zu sagen habe. Im Folgenden werde ich mich zwei Spezialproblemen dieser Explikation zuwenden, dem Problem der Mathematik und dem Problem der kontextabhängigen Sätze. Beide verlangen (in unterschiedlichem Maße) nach einer Verfeinerung der Explikation. Ich werde die Probleme hier allerdings nicht erschöpfend behandeln können – manches bleibt offen.

3. Problemfall Mathematik

Wenn auch die umgekehrte Richtung von (=>4) gelten würde, also „wenn die Aussagen, die A und B machen, in genau den selben Welten bzw. falsch sind, dann bedeuten A und B dasselbe“, dann hätten wir es bei der Antwort sogar mit einer Analyse im Sinn der obigen ersten Näherung zu tun.²⁶ Die umgekehrte Richtung von (=>4) gilt jedoch nicht. Es gibt Fälle von klar bedeutungsverschiedenen (nicht-kontextabhängigen) Sätzen, die in genau den gleichen Welten wahr sind. Alle wahren Sätze der Mathematik sind so ein Fall. Jeder von ihnen ist in *allen* möglichen Welten wahr. Es gibt keine Weise, in der die Welt sein könnte, so daß z.B. was

²⁶ Allerdings mit der Einschränkung auf nicht-kontextabhängige Sätze.

„ $1+1=2$ “ aussagt, falsch sein könnte. Dennoch bedeuten nicht alle wahren mathematischen Sätze dasselbe. „ $1+1=2$ “ und „ $1+2=3$ “ sind, im vorexplikativen Sinn von „Bedeutung“, bedeutungsverschieden.

Dies ist nun der Grund, warum wir es bei unserer Explikation mit einer echten Explikation von ‚Bedeutung‘ zu tun haben. Die Antwort der MWS auf unsere Ausgangsfrage ist strenggenommen falsch, wenn Bedeutung im vortheoretischen Sinn verstanden wird: strenggenommen sind Bedeutungen keine Wahrheitsbedingungen. Ist die Explikation aber trotzdem angemessen? Das hängt, wie gesagt, vor allem von der analytischen Ähnlichkeit der Antwort ab. Ist die Antwort hinreichend ähnlich, obwohl es Fälle wie die Mathematik gibt?

Ja zu sagen, heißt, zu akzeptieren, daß im Sinne unserer Explikation von Bedeutung alle wahren mathematischen Sätze gleichbedeutend sind. Es wird häufig eingewandt, daß dies unvereinbar mit der Informativität mathematischer Sätze sei, aber dem ist nicht so. Die Informativität eines mathematischen Satzes, so habe ich oben versucht zu zeigen, speist sich daraus, daß das implizite Wissen um seinen Wahrheitswert nicht automatisch zu einem expliziten Wissen führt. Selbst wenn wir die Bedeutungen der Teile des mathematischen Satzes und damit implizit auch die Bedeutung des ganzen Satzes kennen, also alles, was seinen Wahrheitswert bestimmt, dann heißt das immer noch nicht, daß wir ohne längeres Nachdenken sagen können, ob er wahr ist. Wenn wir das aber nicht können, dann gibt uns eine Äußerung des Satzes durch einen verlässlichen Informanten eine hilfreiche Information. – Diese Art von Erklärung ist nun völlig unabhängig von der Frage, ob alle mathematischen Sätze dasselbe bedeuten, oder nicht.

Aus dieser Abweisung eines Einwands läßt sich Hoffnung schöpfen. Vielleicht erweist es sich ja, daß sich *alles*, was die Bedeutung mathematischer Sätze erklären soll, adäquat erklären läßt, ohne daß wir etwas an unserer Explikation ändern müssen. Wenn dem aber so ist, läßt sich unsere Explikation verteidigen. Zumindest können dann keine Gründe der theoretischen Fruchtbarkeit gegen sie sprechen.

Ein umstrittener Fall sind hier die Glaubenssätze. Wenn die Regel gilt, daß es nur von der Bedeutung von S abhängen darf, ob man S für x in „Hans glaubt, daß x“ einsetzen kann, dann sagt unsere Explikation voraus: Hans glaubt alle wahren mathematischen Sätze, wenn er nur einen glaubt. Es gibt nun tatsächlich theoretische Gründe, die für die genannte Regel sprechen.²⁷

²⁷ Nämlich das sogenannte *Kompositionalitätsprinzip*, nach dem die Bedeutung eines komplexen Ausdrucks nur von der Bedeutung seiner Teile und der Art ihrer Zusammensetzung abhängen soll. Das Kompositionalitätsprinzip bedarf allerdings selbst der Begründung. Wenn diese nur darin besteht, daß die Bedeutungen komplexer Ausdrücke schließlich nicht alle einzeln gelernt werden können, so kommt man auch mit schwächeren Prinzipien aus. Man kann etwa zulassen, daß die Bedeutung eines komplexen

Die Vertreter dieser Regel argumentieren typischerweise, daß unsere Explikation noch verfeinert werden muß. Zu den Wahrheitsbedingungen muß noch die Struktur der Aussagen hinzutreten. Eine solche Verfeinerung findet sich, angewandt auf das Problem der mathematischen Sätze, z.B. in Cresswell und von Stechow (1982).²⁸

Ganz abgesehen von den theoretischen Gründen, die für eine Verfeinerung der Explikation sprechen könnten, gibt es allerdings noch einen inhaltlichen. Ein Bedeutungsbegriff, nach dem alle wahren mathematischen Sätze dasselbe bedeuten, ist dem vorexplikativen Bedeutungsbegriff einfach nicht besonders ähnlich.

4. Problemfall Kontextabhängigkeit

Ein weiteres Problem unserer Explikation bilden kontextabhängige Sätze wie z.B.

(9) Ich bin Fritz.

Solche Sätze zeigen, daß (E1) fehlerhaft ist. Aussagesätzen lassen sich ihre Aussagen nicht immer eindeutig zuordnen. (9) macht verschiedene Aussagen, je nachdem, ob der Satz von Manfred geäußert wird, oder von Fritz. Das gilt zumindest unter unserem Verständnis von Aussage als Wahrheitsbedingungen. (9) ist nämlich wahr, *wenn er von Fritz geäußert wird*, und falsch, *wenn er von Manfred geäußert wird*; Verschiedenheit der Wahrheitswerte impliziert aber die Verschiedenheit der Wahrheitsbedingungen.

Nicht Sätze machen also Aussagen und haben Wahrheitsbedingungen, sondern Äußerungen von Sätzen. Die Explikation von „Bedeutung“ läßt sich allerdings in einer Weise verfeinern, die dem gerecht wird. Und zwar als

(E1‘) Bedeutungen werden als Funktionen expliziert, die Äußerungsumständen Aussagen zuordnen.

Die restlichen beiden Teilexplicationen bleiben unverändert. Als Resultat ergibt sich aber nun

(E4‘) Bedeutungen werden als Funktionen expliziert, die Äußerungsumständen Mengen möglicher Welten zuordnen.

Ausdrucks auch von der sprachlichen *Form* der Teilausdrücke abhängen darf. In einem solchen Fall läßt sich die genannte Regel und ihre Konsequenz vermeiden, s. z.B. die Glaubenssemantik in Stalnaker (1987):

Was sind Äußerungsumstände? Am Beispiel: wenn ich Satz (7) äußere, dann sind die Äußerungsumstände (grob gesagt), daß Manfred der Äußernde ist, wenn Fritz das tut, dann sind die Äußerungsumstände, daß Fritz der Äußernde ist. David Kaplan (1989) hat versucht, den zugegeben sehr vagen Begriff des Äußerungsumstandes mit seinem Begriff des Kontexts zu explizieren. Der Leser ist auf die entsprechende Literatur (z.B. die Einführung in Zimmermann 1991) verwiesen. Details würden den gegenwärtigen Artikel nämlich sprengen.

Damit bleibt freilich auch offen, ob die revidierte Explikation von Bedeutung adäquat ist. Eine partielle Rechtfertigung ergibt sich allerdings aus der Rechtfertigung der alten Explikation (E4) für den Fall der nicht-kontextabhängigen Sätze. Für diesen Spezialfall läßt sie sich direkt übernehmen. Im Fall eines nicht-kontextabhängigen Satzes ist die Funktion nämlich konstant, d.h. beliebigen Äußerungsumständen wird immer dieselbe Aussage (bzw. Menge möglicher Welten) zugeordnet. Eine Funktion, die beliebigen Äußerungsumständen dieselbe Aussage p zuordnet, das ist aber äquivalent zu p selbst (abgesehen von der Verpackung in der Sprache der Funktionen).

IV Zusammenfassung:

Der Aufsatz enthält eine Theorie der Methode der begrifflichen Analyse, die Carnaps Begriff der Explikation weiterentwickelt. Die Antwort der MWS auf die Frage, was Bedeutung ist, wurde als ein Spezialfall dieser Methode vorgestellt und partiell gerechtfertigt. Es wurde gezeigt, daß eine Explikation von „Bedeutung“ nicht durch „das Wesen“ der Bedeutung determiniert ist. Und so kann es auch verschiedene Explikationen geben, die sich dann aber u.a. an ihrer Fruchtbarkeit messen lassen müssen. Die MWS ist hier in einer glücklichen Lage: sie hat ihr Potential schon bewiesen.

²⁸ Hier wird an den Begriff der *intensionalen Isomorphie* (Carnap 1956) angeknüpft.

Literatur

- Ayer, Alfred J. (1936), *Language, Truth and Logic*. London: Gollancz. Dt. als ders. (1970), *Sprache, Wahrheit und Logik* (Übers. und hrsg. von Herbert Herring). Stuttgart: Reclam
- Barwise, Jon und John Perry (1983), *Situations and Attitudes*. Cambridge, Mass.: MIT Pr. Dt. als: dieselben (1983): *Situationen und Einstellungen*. Berlin: De Gruyter
- Brandom, Robert (1994), *Making it Explicit*. Cambridge: Harvard University Press
- Carnap, Rudolf (1932), „Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache“. *Erkenntnis* 2, 219-241
- Carnap, Rudolf (1956), *Meaning and Necessity*. 2. Aufl. Chicago: University of Chicago Press
- Carnap, Rudolf (1959), *Induktive Logik und Wahrscheinlichkeit*. Bearbeitet von Wolfgang Stegmüller. Wien: Springer
- Cresswell, Maxwell (1988), Semantic Competence. In: derselbe, *Semantical Essays. Possible Worlds and Their Rivals*. Dordrecht: Kluwer, 12-33
- Cresswell, Maxwell and von Stechow, Arnim (1982), „De Re Belief Generalized“, *Linguistics and Philosophy* 5, 503-535
- Copeland, B. Jack (2002): „The Genesis of Possible Worlds Semantics“. *Journal of Philosophical Logic* 31, 99-137
- Davidson, Donald (1967), „Truth and Meaning“. *Synthese* 17, 304-323. Dt. als „Wahrheit und Bedeutung“ in ders. (1990), *Wahrheit und Interpretation*. Frankfurt: Suhrkamp 1990, 40-67
- Dummett, Michael (1993), „What is a Theory of Meaning II“. In: *The Seas of Language*. Oxford: Clarendon, 34-93
- Frege, Gottlob (1962), *Grundgesetze der Arithmetik*. I.Band. 2.Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Hempel, Carl Gustav (1950), „Problems and Changes in the Empiricist Criterion of Meaning“. *Revue Internationale de Philosophie* 11. Dt. als „Probleme und Modifikationen des empiristischen Sinnkriteriums“ in Sinnreich, Johannes (Hrsg.) (1972), *Zur Philosophie der idealen Sprache*. München: dtv, 104-128
- Jackson, Frank (1998), *From Metaphysics to Ethics. A Defence of Conceptual Analysis*. Oxford: Clarendon.
- Kamp, Hans und Uwe Reyle (1993), *From Discourse to Logic*. Dordrecht: Kluwer.
- Kaplan, David (1989), „Demonstratives“. In: Almog et.al. (eds.): *Themes from Kaplan*. Oxford: OUP, 481-563

- Kupffer, Manfred (2001), „Learning French from a Dictionary. An Essay in Utterance-Dependent Meaning.“ In: Féry, Caroline and Wolfgang Sternefeld, *Audiat Vox Sapientiae*. Festschrift für Arnim von Stechow. Berlin: Akademie Verlag, 320-47
- Lewis, David (1980), „Index, Context, and Content“. In: Kanger, Stig und Sven Öhmann: *Philosophy and Grammar*. Dordrecht: Reidel, 79-100
- Lewis, David (1983a), „How to Define Theoretical Terms.“ In ders., *Philosophical Papers I*, 78-95
- Lewis, David (1983b), „Languages and Language.“ In ders., *Philosophical Papers I*, 163-188
- Lewis, David (1986), *On the Plurality of Worlds*. Oxford: Blackwell
- Montague, Richard (1974), *Formal Philosophy. Selected Papers*. (Hrsg. Richmond H. Thomason). New Haven und London: Yale University Press
- Moore, George Edward (1944): „Russell’s ‚Theory of Descriptions‘“. In: Schilpp, P.A. (Hrsg.), *The Philosophy of Bertrand Russell*. Evanston: Northwestern
- Putnam, Hilary (1975), „The Meaning of Meaning“. In Gunderson, Keith, *Language, Mind and Knowledge*. Minneapolis: University of Minnesota Press. Dt. als derselbe (1990), „Die Bedeutung von Bedeutung“(übers. u. hrsg. Wolfgang Spohn). 2.Aufl. Frankfurt: Klostermann
- Schlick, Moritz (1936), „Meaning and Verification“. *Philosophical Review* 45. 339-369
- Skorupski, John (1997), „Meaning, Use, Verification“. In: Hale, Bob und Crispin Wright, *A Companion to the Philosophy of Language*. Oxford: Blackwell, 29-59
- Stalnaker, Robert (1976), „Possible Worlds.“ *Nous* 10, 65-75
- Stalnaker, Robert (1978), „Assertion“. In: Cole, P (Hrsg.), *Pragmatics*. [Syntax and Semantics 9]. New York: Academic Press, 315-332
- Stalnaker, Robert (1987), „Semantics for Belief“. *Philosophical Topics* 15, 177-190
- Tarski, Alfred (1936), „Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen“. *Studia Philosophica* 1, 261-405
- Waismann, Friedrich (1930/31), „Logische Analyse des Wahrscheinlichkeitsbegriffs“. *Erkenntnis* 1, 228-248
- Waismann, Friedrich (1984), *Ludwig Wittgenstein und der Wiener Kreis: Gespräche* [Bd. 3 der Wittgenstein-Werkausgabe]. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Wittgenstein, Ludwig (1990a), „Logisch-philosophische Abhandlung. Tractatus logico-philosophicus.“ In: Wittgenstein: *Schriften* 1. Band. 7. Aufl. Frankfurt: Suhrkamp, 7-85

Wittgenstein, Ludwig (1990b), „Philosophische Untersuchungen.“ In: Wittgenstein: *Schriften*
1. Band. 7. Aufl. Frankfurt: Suhrkamp, 225-618

Zimmermann, Thomas Ede (1991): „Kontextabhängigkeit“. In von Stechow, Arnim und Dieter
Wunderlich: *Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*.
Berlin: De Gruyter, 156-228